



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Der verhängnisvolle Weg zum Frieden von Madrid. Die Versuchung des
Pescara

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

bare Nähe, fast wie im Stellungskrieg; die Generale stets dazwischen. Die Frist, zu der die Knechte Ausstand gegeben hatten, war schon überschritten, die Gefahr ihrer Beunruhigung riesengroß, als nach wiederholten glücklichen Ausfällen Leyvas die kaiserlichen Generale beschloßen, statt eines Angriffs auf die feste französische Stellung, sich mit den Belagerten im Park von Mirabello, nördlich der Stadt, zu vereinigen.

Damit begann die Schlacht von Pavia.

Nun glaubte Franz I merkwürdigerweise in dem nicht so rasch zur Verteidigung einzurichtenden Parke auch seinerseits die günstigste Gelegenheit zu erhalten. Gegen dringende Warnungen erfahrener Offiziere verließ er seine Schanzen und griff die Kaiserlichen in ihrer allerdings noch keineswegs gesicherten und geordneten Stellung im Parke an, zunächst wirklich mit vollem Erfolg. Allzu stürmisch, brachte er bald die eigene überlegene Artillerie zum Schweigen. Aber der Kampf wogte noch hin und her, bis nach Abzug eines Teils der Schweizer ein entschlossener Vorstoß Leyvas aus der Stadt die geschwächten französischen Truppen von der Seite fassen konnte und das Ringen des Tages zu einem kaiserlichen Siege machte. Franz I hatte sich selbst in das Handgemenge gestürzt, er kam zu Fall, geriet unter sein Streitroß, und erst ein Edelmann Bourbons erkannte in ihm seinen König. Er ergab sich Lannoy als Gefangenen. Sein Los teilte die Blüte der französischen Ritterschaft, soweit sie nicht gefallen war; das Verzeichnis ihrer edlen Namen geht in der Chronik des Santa Cruz über mehrere Seiten.

Der verhängnisvolle Weg zum Frieden von Madrid Die Versuchung des Pescara

Der mit allerlei inneren Unsicherheiten, fast im Zwiespalt begonnene Krieg von 1524 war mit diesem völlig überraschenden Erfolg in ein paar Vormittagsstunden zum Stehen gekommen. Der Tag von Pavia, der 24. Februar 1525, war zugleich der fünfundzwanzigste Geburtstag des Kaisers. Die Gefangennahme des eben noch siegreichen französischen Königs übertraf alle früheren sichtbaren Begnadungen des jungen Fürsten. Welche Fügung und welcher Eindruck auf alle altburgundischen Kreise! Jetzt war wiederum, wie einst in Péronne, ein König von Frankreich Gefangener des Herzogs von Burgund. Aber den König hatte sein Schicksal getroffen ohne Einbuße an Ehre, nach ritterlichem Kampf, ja im Gewühl der Schlacht, in einem Augenblicke der Wehrlosigkeit. So bemühte sich denn auch Karl von Lannoy um den König jetzt und später so, wie es der ritterlich höfischen Sitte entsprach. Sie blieben zunächst

im Lager des Königs, und von hier aus schrieb Lannoy am Tage nach der Schlacht ausführlich an den Kaiser. Gleichzeitig sandte er mit Geleit des Königs als eilenden Boten den Komtur Peñalosa zur Überbringung der wunderbaren Nachricht durch Frankreich nach Spanien.

„Gott hat Euch jetzt Eure Gelegenheit gegeben“, schrieb Lannoy, „und niemals werdet Ihr besser Eure Kronen empfangen können als jetzt. Dies Land kann sich zur Zeit so wenig auf Frankreich stützen wie Navarra, dessen Erbe mitgefangen ist. Meine Meinung wäre, daß Ihr jetzt nach Italien kommen müßtet.“ Einstweilen lasse er die Flotte rüsten. Geld finde sich in Italien wie in Neapel, sicher auch in Spanien. „Sire, Ihr erinnert Euch, daß Herr von Verfele eines Tages sagte, Gott sende jedem Menschen einmal im Leben einen guten Herbst. Wenn er da nicht ernte, so sei es vorbei.“ Der Kaiser möge also seine Zeit wahrnehmen. Lannoy schloß noch eine lange Reihe von Empfehlungen an, die sich ausnehmen, wie Auszeichnungslisten unserer Zeit. Pescara habe das Außerordentlichste geleistet, auch im Kampf, bei dreimaliger Verwundung; der Kaiser sei ihm tief verpflichtet. Bourbon, Marcon, der Marschese del Vasto, Grundberg, Marc Sittich von Hohenems und andere werden gerühmt. Antonio Leyva komme das Verdienst zu, durch seine Verteidigung von Pavia während dieser vier Monate den Sieg entscheidend vorbereitet zu haben.

In Madrid erhielt man die Nachricht am 10. März. Der Kaiser befand sich wieder in Gesellschaft von Gattinara, Sorrevod und La Chaulz, als er Contarini empfing zum Glückwunsch. Alle Gesandten bewunderten seine Haltung, sein Verbot lauten Jubels, seine Anordnungen über kirchliche Dank sagungen. Die eigene innere Spannung der letzten Monate löste sich bei ihm im Gebet. Es war doch mehr und mehr etwas Ungewöhnliches um diesen Fürsten. Seine königliche Art priesen alle.

Aber was geschah politisch?

Wir besitzen ein umfangreiches Aktenstück aus diesen Tagen von der Hand des Sekretärs Perrenin über mehr als zwanzig Fragen, und dazu gutachtliche Äußerungen von der Hand des Kanzlers. Was mit dem Könige geschehen solle, welche Bedingungen man ihm stellen müsse, was gegenüber dem Könige von England zu tun; weiter, die Sorge für die Armee und für die italienischen Staaten, die Auswirkung der Lage auf die ganze Christenheit, auch Deutschland. Lieft man diese wie gewöhnlich sehr weiten, klugen und in sich geschlossenen Erwägungen, so findet man doch auch Gattinara von dem Rausch des Tageserfolges ganz hingenommen. Man entbehrt außerdem unter den vielen guten Ratschlägen die Betonung des Nächsten, des Wesentlichsten, des Entscheidenden.

Gattinara mit seinem Fleiß und seinem Gefühl der Verpflichtung, nichts zu übersehen, fehlte die großartige Unbekümmertheit, die Chièvres auf seine Art zum Politiker gemacht hatte. Er war zu umsichtig und zu reflektiert. Aber hören wir ihn selbst.

Man wüßte den König in Neapel sicher; solle er in der Lombardei bleiben, dann im Kastell von Mailand. Bei den Verhandlungen solle der Kaiser großmütig sein wie der Löwe, und gnädig wie Gott der Herr, nichts nachtragen, sondern sich begnügen mit dem, was ihm als Erbe gebühre, und was dem Herzoge von Bourbon zukomme. Würde die Königinwitwe Eleonore für den König von Frankreich erbeten werden, dürfe der Kaiser dem nicht entsprechen, denn er habe sie Bourbon zugesagt. Richtiger wäre die Verbindung ihrer Tochter Maria von Portugal mit dem Dauphin und damit die Zurückführung der Dauphiné in das alte Lehnsverhältnis zum Reich. Bourbon sollte man entgegenkommen und seine Heirat bald vollziehen. Wenn aber der König von England nunmehr entsprechend den alten Verträgen die Durchführung des „großen Planes“ verlangen würde, so sollte der Gesandte de Praet dahin instruiert werden, daß der Kaiser ja seinerseits bereits aus eigener Macht die große Unternehmung ohne England durchgeführt habe, daß es jetzt seiner kaiserlichen Aufgabe mehr entspreche, die Waffen der Christenheit gegen die Türken zu sammeln, denn das Gemeinwohl gehe den Sonderinteressen vor. Es wäre auch nicht gut, fügte er hinzu, den König von England noch mächtiger zu machen.

Und nun das Entscheidende: Von Frankreich solle man nur das burgundische Erbe nach den Verträgen von Arras, Péronne und Conflans in Anspruch nehmen unter Verleihung der Provence an Bourbon von Reiches wegen. Also „nur Burgund“! Das wurde, lange vorbereitet, das verhängnisvolle Stichwort.

Gattinara ließ eine längere Intrige gegen Wolfsey einfließen, der unablässig die kaiserlichen Interessen schädige und deshalb bei seinem Könige in ein schlechtes Licht gesetzt werden müsse. Im übrigen seien die Kosten für eine Besatzungsarmee in der Lombardei auf die Freunde der Franzosen und etwa auf Mailand abzuwälzen. Allgemein müßte der Kaiser gegen die italienischen Staaten und gegen den Papst Milde walten lassen, um wirklich alle Kräfte der Christenheit gegen die Feinde des Glaubens zu wenden, zur Ausrottung der lutherischen Sekte und zur Zurückdrängung der Türken. Auch zur Einberufung eines Generalkonzils; und zwar solle der Kaiser selbst als Vogt der Kirche sich um dieses Konzil kümmern, da der Papst Ausflüchte suchen werde. Es könne auch angesichts der Haltung des Papstes nicht schaden, in einem Geheimvertrage dem Herzog von Mailand freie Hand zu lassen, von sich aus Parma und Piacenza wieder zu besetzen; ein Einspruch des Papstes ließe sich mit einer Untersuchung über die

Rechte des Reiches beantworten. Ebenso dürfte man „ein Auge zudrücken“, wenn der Herzog von Ferrara Modena zurücknähme. Das alles mutet doch sehr machiavellistisch an.

Gegen Frankreich sollte man zur Zeit keinen Krieg führen und deshalb auch die deutschen Knechte in Roussillon entlassen; andererseits könnte man sie an der Hand behalten und damit einen Druck auf Frankreich ausüben, Languedoc freiwillig zu räumen, wenn die Titel dafür im Archiv von Barcelona zu finden wären. Denn der Landweg nach Italien durch Languedoc, Provence und Dauphiné wäre sicherer als der Seeweg; allerdings sollte auch die Flotte gehalten und gestärkt werden, vor allem gegen die Türken. Inzwischen wäre es erwünscht, durch eine Botschaft des Barrosos und eine feierliche Gesandtschaft von La Chaulz den Abschluß der portugiesischen Ehe zu beschleunigen, den Cortes entsprechende Vorlagen zu machen und unterdessen die Fahrt nach Italien bis in das einzelne vorzubereiten. Zu dieser Vorbereitung gehöre auch die Investitur des Herzogs Francesco Sforza mit Mailand, um den Ruf der Vertragstreue zu behalten — freilich gegen eine hohe Summe.

Daneben hielt Gattinara es für nötig, den Erzherzog Ferdinand von allem zu benachrichtigen und ihm zu danken für die Hilfe, die er dem Kaiser geboten; der Kaiser werde nun nach Italien zur Krönung ziehen und dann für die Wahl des Erzherzogs zum römischen Könige sorgen. Gleichzeitig sei die Verbindung mit den Schweizern aufzunehmen zum Wohle der Christenheit, vom Könige von Frankreich aber — noch einmal — nicht nur die Rückgabe der altburgundischen Lande, Verzicht auf Neapel und Mailand, sondern nicht minder Preisgabe Gelderns, Württembergs und anderer Feinde des Kaisers zu verlangen — für deren Förderung durch den König die Beute von Pavia neue Beweise erbracht hatte.

Zuletzt warf Gattinara die Frage auf, ob es besser sei, zwischen dem Könige von Frankreich und dem Vizekönig in Italien verhandeln zu lassen, oder an der spanisch-französischen Grenze. Er nannte es sicherer, mit Freien als mit Gefangenen zu verhandeln; der König müsse nur der Regentin Vollmacht geben, und der Kaiser seinerseits bevollmächtigte Gesandte ernennen; unter den Herren de courte robe käme am ehesten in Betracht Adrian von Croÿ, Herr von Roeluz, da La Chaulz nach Portugal gehe; unter denen der longue robe habe der Kaiser gewiß viele fluge Diener, aber kaum einen, fügte er mit durchsichtiger Selbstempfehlung hinzu, der sich so recht verstehe auf diese maîtres Jehan de France.

Es kam fast alles ganz anders.

Statt rasch und den Umständen gemäß zu handeln, überbot diesmal der Kaiser alles frühere Säumen durch Hartnäckigkeit und Zaudern. Er zeigte sich merk-

würdig unempfindlich für die Gegenmächte, die alsbald in Frankreich, England und Italien hervortraten und setzte damit den unerhörten Erfolg von Pavia bald aufs Spiel.

Der gefangene König wies alle Zumutungen, die an den Bestand seines Reiches gestellt wurden, mit Entrüstung zurück. Damit Frankreich frei handle, überließ er seiner Mutter, Louise von Savoyen, zunächst alle weiteren Abmachungen. Mit der Zeit freilich grämte ihn seine Untätigkeit in dem kleinen Kastell Pizzighettone an der Adda, wo er unter Bewachung von Marcon untergebracht war. Er gewann Lannoy für die Idee, ihn nicht in das Kastell von Mailand, auch nicht nach Neapel, sondern zum Kaiser nach Spanien bringen zu lassen. Lannoy, der den tiefsten Wunsch des Kaisers als alter Freund erraten mochte, sich auch schwerlich verhehlte, wie vorteilhaft die Sache für ihn selbst wurde, beurlaubte den gefangenen Montmorency nach Frankreich zur Bereitstellung der erforderlichen Galeeren und aller sonstigen Sicherheiten. Unzweifelhaft ohne ausdrücklichen Befehl, aber im richtigen Gefühl, kühn und vom Glück begünstigt, brachte er den König am 19. Juni nach Barcelona.

Die Rückwirkungen auf dem Boden Italiens waren sehr bedeutend. Eine Zeitlang schien alles wie gelähmt unter dem Eindruck des kaiserlichen Sieges. Bald aber ermannte sich die Sorge angesichts des Anspruchs auf das Kastell von Mailand und anderer Anzeichen herausziehender spanischer Gewaltherrschaft wenigstens zu vorsichtig angespannenen Verständnissen zwischen den ja erst vor kurzem für den Kaiser gewonnenen Venezianern, den französisch gesinnten Kreisen an der Kurie und anderen italienischen Mächten. Die zurückgebliebenen kaiserlichen Generale hatten den drohenden Gefahren nur den eigenen inneren Unmut entgegenzusetzen, da man ihnen die schwere Sorge um das unbezahlte Heer überließ, ihre Belohnungen aber vergaß. Leyva und Pescara, auch Bourbon waren entrüstet über das eigenmächtige Vorgehen des Vizekönigs, der sich mit seiner königlichen Beute sehr unberechtigterweise als den eigentlichen Sieger von Pavia darzustellen schien. Da auf alle ihre Mahnungen monatelang kein Geld kam, sahen sie sich zum Rückgriff auf ihr persönliches Vermögen gezwungen. Selbst die bescheidenen Vorschläge Lannoys, Pescara etwa mit Carpi zu belohnen, wurden nicht beachtet. Der Herzog von Mailand wartete noch immer auf seine Investitur. Die italienischen Mächte aber erfüllten sich um so gefährlicher mit der Furcht vor dem Kaiser, je wertloser dessen Armee von Tag zu Tag wurde. Pescara, verwundet und erschöpft, lag wochenlang krank in Novara. Er machte wohl auch seinem alten Kampfgenossen, dem Mailänder Girolamo Morone gegenüber kein Hehl aus seiner Verstimmung. Morone

aber wurde ganz natürlich der vornehmste Träger aller Sorgen vor der spanischen Übermacht; war doch der Besitz des Kastells von Mailand schon lange ein Symbol aller weitgehenden Ansprüche der Fremden.

Was sollte aus diesen italienischen Staaten werden, wenn der spanische Kaiser wirklich eines Tages in Neapel und in Mailand unmittelbar herrschte, wohl gar einen gefügigen Herrn des Kirchenstaates fand, wie man es in den letzten Pontifikaten oft genug vor Augen zu sehen glaubte, und dann keine europäische Macht ihm mehr ein Gegengewicht bot? War es nicht würdig, sich dagegen zu wehren? Aus dem Schlußkapitel von Machiavellis *Principe* wissen wir, daß derartige Stimmungen unter diesen ihrer römischen Ahnen bewußt gewordenen Italienern sehr leidenschaftlich empfunden werden konnten. War nicht die Vertreibung der Barbaren aus dem Garten Italiens seit den ersten Franzoseneinfällen des vorigen Jahrhunderts ein immer wieder werdendes Schlagwort geworden? Kannten nicht auch andere die Verse des Petrarca, in die Machiavelli sein damals noch unveröffentlichtes Buch ausklingen ließ?

Virtù contra furore
prendera l'arme, e fia 'l combatter corto;
chè l'antico valore
negl' italoici cor' non è ancor morto,

— daß der angestammte Mut aus Italiens Herzen nicht entschwunden.

Der mediceische Papst freilich schwankte wie immer; er ließ sich verspätet, am 1. April noch, zu einem Bündnis mit dem Kaiser und England herbei und bot Gattinara den Kardinalshut an. Aber sein ängstliches Zögern wurde wettgemacht durch den Eifer seines Datars Giberti. Dieser stand mit Morone in Fühlung, und beide rissen den Herzog mit, obwohl die kaiserliche Investitur nun doch eingetroffen war. Florenz durfte man stets vorwiegend französisch nennen, und in Genua fehlte es nicht an Sympathien. Frankreich selbst beeiferte sich überall zu schüren. Dasselbe gilt erstaunlicherweise auch von England, obwohl man es später nicht beweisen konnte. Die Überzeugung breitete sich aus, daß man von einem Sinken der Spanier nicht sogleich ein Wiederaufsteigen des tief getroffenen Frankreich zu befürchten habe.

Nur eines fürchtete man, die kriegserprobten kaiserlichen Generale. Was hatten nicht Leyva und besonders Pescara seit den Tagen von Ravenna und Bicocca geleistet! Ferrante Pescara war geborener Neapolitaner aus der spanischen Familie der Avalos; seine Großmutter war die Erbin von Pescara und Vasto an der Adria — Titeln, die er und sein Neffe jetzt trugen. Es bestanden verwandtschaftliche Beziehungen zum letzten Königshause und zu Cardona. Wie, wenn es gelang, Pescara selbst auf die italienische Seite zu ziehen!

Das unternahm Morone in einer Art, die so gut die Feinheit, wie die Grenzen der Psychologie und der Intrigen dieser Zeit offenbart. Die Lage konnte für die Kaiserlichen schon bald sehr schwierig werden, wenn alle anderen sich gegen ihre ungenügend gestützten Machtmittel zusammenschloßen. Das wußte Pescara nur zu gut. „Was dann wohl aus Neapel würde“, fragte ihn Morone, „ob es nicht im Lande selbst jemanden gäbe, der Herr von Neapel werden könnte?“ Später wurde er deutlicher.

Pescara schrieb darüber am 30. Juli dem Kaiser einen Brief, dessen Original man nicht ohne tiefe Bewegung wieder aus der Hand legt. Morone habe das Versprechen der Verschwiegenheit verlangt und erhalten. „Dann sprach er mir von der Unzufriedenheit in Italien und von der Möglichkeit einer Verbindung mit Frankreich, erinnerte mich an die mir widerfahrene Behandlung, wie man mich stets zurückgesetzt; daß ich doch geborener Italiener sei; ja, daß ich den größten Ruhm gewinnen könne als Befreier meines Vaterlandes, daß es nur bei mir stehe, Haupt und Führer der Bewegung zu werden, daß alle zusammenwirken würden, mir das Königreich Neapel zu verschaffen.“

„Ich zweifelte einen Augenblick“, fuhr Pescara fort, „ob ich ihn nicht auf der Stelle züchtigen sollte, daß er es wagte, mir derartige Dinge zu sagen. Dann überwog der Gedanke, daß es nützlicher sei, mehr zu erfahren. So antwortete ich ihm: Ja, ich habe Grund zur Unzufriedenheit; es sind große Dinge, die Ihr mir bietet; aber wenn ich mich vom Kaiser löse, so soll es in einer Form geschehen, die kein Edelmann würdiger finden könnte; ich würde das schon tun, um dem Kaiser zu zeigen, daß ich mehr wert bin als jene, die er höher schätzt!“

Morone war enttäuscht, aber nicht entmutigt. Er kam wieder. Er schrieb Briefe. Eben diese Briefe wanderten mit den weiteren Berichten des getreuen Pescara nach Spanien und liegen heute im Wiener Archiv als beredte Zeugen dieser „Versuchung des Pescara“. Als die Dinge später wirklich gefährlich zu werden drohten, nahm Pescara den Versucher kurzerhand gefangen (15. Oktober), und seine Aussagen ergänzen unser Material. Pescara besetzte auch die wichtigsten Plätze des Herzogtums und — wartete bis zu seinem Tode, in der Nacht vom 2. zum 3. Dezember 1525, auf die kaiserliche Gnade. Sie leuchtete erst seiner Witwe, der berühmten Vittoria Colonna, der späteren Freundin Michelangelos, durch ein kaiserliches Kondolenzschreiben.

„Ich glaube nicht an das, was Pescara schreibt“, hatte Gattinara in blinder Anhänglichkeit an seine Mailänder dem Kaiser vorgetragen; „in Morone ist mehr Zuverlässigkeit als in dem General, und am wenigsten dürfte man den Herzog verdächtigen, den Pescara selbst stets gelobt hat“. Darum befürwortete er, in die italienischen Dinge nicht einzugreifen, bis der Kaiser selbst im

Lande sei. Indessen, schon in seiner Instruktion für Miguel de Herrera nach Italien erwog Karl gegenüber dem Papste, statt des Sforza den Herzog von Bourbon mit Mailand zu belehnen. Im übrigen kamen die Italiener über ihre Intrigen nicht nennenswert hinaus. Ihre von gegenseitigem Mißtrauen gehemmte Verschwörung blieb der fahl schimmernde Hintergrund zu dem Fortgang des Spiels der großen Mächte, in dem noch immer das Ritterkostüm der alten Zeit getragen wurde.

Der König von Frankreich saß zunächst in Játiva, südlich von Valencia; seit dem 20. Juli in Madrid, ungeduldig, aber in starkem Bewußtsein seiner Heldenrolle. Der König von Spanien begehrte von ihm, außer vielem anderen, Verzicht auf Burgund als sein Erbe. Der König von England aber wollte, obwohl zwischendurch etwas ernüchtert, auf die Nachricht von Pavia hin am liebsten gestreckts zur Krönung nach Paris ziehen und von hier aus Frankreich verteilen; zur Not dachte er dafür auch noch zu kämpfen.

Diese Monarchen bildeten sich ein, daß sie durch Pavia der Erfüllung ihrer heißesten Wünsche nahe seien. Ihre vornehmsten Räte aber schlugen ihrerseits, statt zusammenzugehen, eine völlig entgegengesetzte Politik ein. Gattinara war schon in Calais Träger der weitestgehenden Forderungen an Frankreich gewesen. Es gibt eine unendlich lange Deduktion von ihm über die Rechte seines Herrn auf Burgund. Aber voll von berechtigtem Mißtrauen gegen Wolfsey und die Franzosen, suchte er seine Politik von allen Seiten zu stützen, insbesondere durch geordnete Finanzen, gute Verwaltung, Befestigung von Karls Stellung in Spanien, sowie durch ein sehr weitherziges Entgegenkommen in Italien, wo ihm Karls persönliche Gegenwart immer dringender schien.

Wolfsey dagegen glaubte gar nicht an die Durchführbarkeit der phantastischen Ideen dieser Ritterkönige. Um so mehr suchte er seinen Herrn durch Übertreibungen davon abzubringen. Außerdem, wie Gattinara jede Stärkung Englands widerriet, so wünschte Wolfsey zu vermeiden, daß der Herr der Niederlande und von Spanien noch mächtiger würde. Das wirksamste Gegengewicht schien ihm nun doppelt bei Frankreich zu liegen, finanziell und politisch. Wozu war Frankreich damals nicht bereit!

Beide Staatsmänner steigerten ihren Gegensinn wider einander in der Einwirkung auf ihre Fürsten. Sie wußten ganz genau, daß die alten Grundlagen ihrer Bündnisse längst zerbröckelt waren. Man kannte in London so gut die portugiesischen Heiratspläne wie in Spanien die englisch-schottischen Verhandlungen. Ja, die sehr bedenklichen Seitensprünge der englischen Politik waren dem klugen kaiserlichen Gesandten de Praet so wenig entgangen, daß ihn Wolfsey mit wachsendem Argwohn überwachte, eines Tages seinen Boten über-

fallen ließ und dem Gesandten seine erbrochenen Briefe unter den größten Drohungen vorhielt, ihm auch jeden weiteren Verkehr mit dem Hofe verbot. Das war noch vor Pavia gewesen. Karl hatte damals diese Verletzung völkerrechtlicher Formen hingenommen, weil er sich von dem guten Willen Englands gar zu sehr abhängig fühlte. Als dann des Königs verwegenste Hoffnungen wieder hoch aufschossen, ließ Wolsey durch seine Gesandten Tunstal und Wingfield schon im Mai 1525 zu Toledo den „großen Plan“ in den unsinnigsten Ausmaßen vortragen. In dem Augenblicke, wo in Spanien alles auf die portugiesische Ehe steuerte, ließ er geltend machen, daß Karl mit der Hand der Erbin Englands schließlich auch die Krone von Frankreich gewinne, wenn er jetzt mit dem Könige zugreife. In dem Augenblicke, wo die finanzielle Lage der kaiserlichen Regierung nichts mehr als einen vorteilhaften Frieden wünschen mußte, ließ er zum Kriege drängen und zugleich die alten Schulden einmahnen. Eine kaiserliche Gesandtschaft nach England brachte ihm erst recht Wasser auf seine Mühle, insofern er seinem Könige gegenüber erreichen mußte, daß ein Bruch der Verträge von Karl ausgehe. Denn er sah mit der Klarheit seiner Landsleute sehr deutlich, wie wenig bei der gegenwärtigen Lage vom Kaiser zu erwarten war, wie viel dagegen von Frankreich. Denn für Frankreich bedeutete es eine gar nicht zu ermessende Entlastung, gerade jetzt England vom Kaiser zu trennen. Also machte Wolsey, dem es gelang, die hilflosen Forderungen und Anerbietungen des Kaisers bei seinem Herrn in das rechte Licht zu setzen, beizeiten mit Frankreich einen Separatfrieden auf Zahlung von 1 700 000 Solis und eines Geschenkes von 130 000 an ihn selbst. Am 14. August erfolgte der Waffenstillstand, am 30. die Unterzeichnung des Vertrages von Moore, der am 6. September veröffentlicht wurde. England verbesserte seine Stellung gegenüber Schottland, schied aus uferlosen Plänen, buchte einen großen klingenden Gewinn und — blieb von beiden Seiten umworben.

So wurde England dank Wolseys illusionsloser Politik zum ersten Nutznießer von Pavia.

Der Kaiser, den schlechte Nachrichten aus dem unruhigen Deutschland, besorgliche aus Italien bedrängten, konnte dank der Lösung von den englischen Verpflichtungen zwar seine Verhandlungen mit Portugal zum Abschluß bringen, verstrickte sich aber im übrigen immer hoffnungsloser in die eigenen Schlingen. Wie seine ersten Gesandten nach Frankreich von der Regentin zu Lyon, umgeben von ihren Großen, in stolzer Haltung beschieden worden waren, so scheiterten alle weiteren Verhandlungen an seiner eigenen unbiegsamen Forderung einer Abtretung der altburgundischen Lande und an der ebenso entschlossenen Ab-

lehnung dieser Zumutung durch Frankreich. Es hat etwas Großartiges und erinnert an die Lage Philipps des Schönen, wie auch jetzt alle Stände des Landes aufgerufen wurden und einmütig diesem Rufe folgten.

Franz hatte sich freilich in seinen Erwartungen einer persönlichen Einwirkung auf Karl getäuscht. Dieser ignorierte ihn Monate lang, obwohl er seinen Gegner überhaupt noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Erst als durch einen Kurier an den auf der Jagd befindlichen Kaiser die Nachricht gebracht wurde, der erkrankte König liege im Sterben, jagte er in Eilritten zu ihm, bezeugte ihm mit einer gewissen Überschwenglichkeit seine Teilnahme, wiederholte auch seinen Besuch noch einmal, um sich dann wieder völlig zurückzuhalten. Im September traf auch die verwitwete Herzogin von Mençon, Franz' liebende und geistig bedeutende Schwester, zum Besuch und zu Verhandlungen ein. Ihr kam Karl so ritterlich entgegen, daß sich schon Besorgnisse an diese Begegnung knüpften. Aber auch ihre Verhandlungen, vom 4. bis zum 13. Oktober in Toledo, blieben gänzlich ergebnislos. Ebenso die langen Gespräche, die der von England abberufene und nach Lyon gesandte de Praet mit der Regentin führte; nicht minder die von ernstester Friedenssehnsucht getragenen Einwirkungen Margaretes aus den Niederlanden, wobei zum ersten Male der später für Karl so wichtige Nicolaus Perrenot, Herr von Granvelle, als ihr Gesandter hervortrat.

Noch einmal müssen wir Gattinara hören, bevor er für uns aus diesen Verhandlungen ausscheidet. Denn seine bisher kaum benutzten Denkschriften führen doch viel tiefer in die Geheimnisse des kaiserlichen Kabinetts ein als all die flug kombinierenden Berichte fremder Gesandten, auf die sich unsere älteren Darstellungen vorzüglich stützten. Noch während die Herzogin von Mençon im Lande war und der König von Frankreich krank lag, erörterte Gattinara die Lage. Sein letztes Ziel blieb eine wahrhaft kaiserliche Politik gegen Häretiker und Ungläubige, ihr wichtigstes Mittel die Fahrt des Kaisers nach Italien unter Bereitstellung einer Flotte, was man mit dem Hinweis auf die Schwierigkeiten in Mexiko tarnen könne; inzwischen Abordnung einer wichtigen Persönlichkeit, am besten des Vizekönigs (den Gattinara offenbar entfernen wollte) an den Papst zur vorläufigen Regelung der Dinge in Italien. Dem Papst dürfe man noch nicht zu unvorsichtig von dem Konzile reden, das er selbst als Bastard und wegen der Unregelmäßigkeiten seiner Wahl fürchten werde; dafür solle man Geld von ihm fordern zur Bekämpfung der Lutheraner und der Türken. Die Sorge für die Finanzen erschien dem Kanzler noch immer als das Wichtigste; deshalb wollte er die Cortes gewinnen, die portugiesische Ehe vollziehen, die Mittel aus Neuspanien mit denen der Kirche vereinigen und ihre Verwaltung

in die Hände des Alonso Guttierrez und des Juan de Bozmediano legen; sie seien zwar reine Juden, aber bei der gegenwärtigen Lage bleibe keine Wahl. Nur so könne der Kaiser auch England befriedigen — das wurde offenbar geschrieben, als man von dem englischen Separatfrieden noch nichts wußte.

Vor allem drängte Gattinara darauf, baldigst die Personen zu bestimmen, die alle seine, die große Politik stützenden Maßregeln durchführen sollten. Es war umsonst. Der Kaiser blickte starr auf seine Forderung Burgund, erwartete die Entscheidung von einem Worte des französischen Königs und schien alles andere kaum zu beachten.

Die letzten Angebote der Franzosen waren: völliger Verzicht auf Italien, auf Neapel, auf Mailand, auf Flandern und Artois einschließlich Hesdin und Thérouanne, dazu ein Lösegeld von drei Millionen Goldtalern.

Karl wollte kein Geld; er wollte nur sein Recht, Burgund. Man war nach neunmonatigen Verhandlungen auf dem alten toten Punkt. Ein verwegener Fluchtplan des Königs scheiterte; er war der Gefangenschaft sehr überdrüssig, zumal nach seiner Krankheit, die ihn, den Freund der Jagd und der Bewegung, sehr mitgenommen hatte. So schienen die Kaiserlichen ihren Zweck doch noch zu erreichen, als Franz Ende November erklärte, er sei nun zu allem bereit, aber die Übergabe Burgunds könne nur er selbst in Frankreich erwirken. Als Garantie bot er seine Ehe mit der Königin Eleonore und die Bestellung seiner Söhne als Geiseln. Eleonore war in der Tat durch Lannoy für den König gewonnen, gegen Bourbon; dieser sollte durch Mailand entschädigt werden. Franz aber hatte sich längst vorher zum ersten Male durch seinen notariellen Protest vom 16. August gesichert: Sollte er durch lange Gefangenschaft sich zu etwas bewegen lassen, das gegen Pflicht und Ehre sei, so erkläre er das von vornherein für null und nichtig. Im Dezember gingen die Verhandlungen endgültig aus den Händen des längst verzweifelten Gattinara in die Hände von Lannoy und Moncada über, denen der Kabinettssekretär Lalemand beigegeben wurde. Gattinara spottete über das blinde Vertrauen Lannoys zum Könige und weissagte den Mißerfolg. Als man ihn deshalb abergläubisch nannte, gab er die stolze Antwort, die Quellen seines „Aberglaubens“ seien die geschichtliche Erfahrung und die Beobachtung der Gegenwart, woraus sich die Zukunft von selbst ergebe. Lannoy aber verhandelte nun in Madrid und kam am 19. Dezember zum Abschluß. Das umfangreiche Aktenstück mit seinen 50 Artikeln zählt alle Verzichtleistungen des Königs von Frankreich auf, und ebenso alle Pflichten, die er übernahm gegenüber den Gütern der Untertanen des Kaisers in Frankreich, der Dranien, Nassau, Croy, Siennes und Bergy; er soll seine alten Verbündeten Navarra, Geldern,

Württemberg und Robert von der Mark preisgeben, dem Kaiser zum Zuge nach Italien eine Flotte zur Verfügung stellen mit Geschütz und Matrosen, selbst auch 200 000 Soldaten und 500 Gensdarmes bereithalten. Das Ganze gipfelt in dem gemeinsamen Kreuzzuge. Man befindet sich in uralten französisch-burgundischen Ideologien. Die Freigabe des Königs sollte erfolgen gegen Bestellung seiner beiden älteren Söhne als Geiseln, die Ratifikation sechs Wochen nach der Freigabe des Königs, die Zustimmung des Parlaments und der Stände binnen vier Monaten.

Der 14. Januar 1526 war für den Schlußakt angelegt. Er begann mit einem Vorspiel am 13., wo Franz unter dem Siegel der Verschwiegenheit vor seinen Gesandten, dem Erzbischof von Embrun, dem Parlamentspräsidenten de Selve, dem Connétable Montmorency und anderen, in aller Form den Protest vom August wiederholte. Auch die Szenerie des Schlusses blieb das Gemach des Königs. Im Hintergrunde ein Altar mit den heiligen Evangelien. Anwesend die kaiserlichen Bevollmächtigten Lannoy, Moncada und Lalemand, der das Protokoll aufnahm; ihnen gegenüber der König und sein Gefolge. Franz beschwor den Vertrag mit einem feierlichen Eide und leistete durch Handschlag noch einmal Lannoy gegenüber das Versprechen des Edelmanns, in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn er seine Verpflichtungen nicht würde erfüllen können.

Das war der Friede von Madrid, der schon tot war, als er so feierlich beschworen und von den burgundischen Rittern so gutgläubig hingenommen wurde. Als Gattinara ihn siegeln sollte, weigerte er sich unter Berufung auf seine Pflicht gegenüber dem Kaiser.

Am 19. Januar wechselte Lannoy als Vertreter der Königin Eleonore das Eheversprechen mit dem Könige von Frankreich. Erst im Februar trafen sich die Herrscher selbst wieder für einige Tage, diesmal mit Eleonore, in Alcasas. Wiederum tauschten sie die bündigsten Versicherungen. Karl beschwor seinen „Bruder“ nochmals, ihn nicht zu betrügen, am wenigsten in seiner Schwester Eleonore. Als Brüder schieden sie voneinander.

Das Geleit bis zur Grenze gaben dem Könige Lannoy und Marcon, die von Anfang an seine Wächter und Beschützer gewesen waren. Am 17. März erfolgte die Freigabe in San Sebastian nach den umständlichsten Sicherungen in allen Formen des Rechtes und des Zeremoniells unter Austausch mit den Prinzen. „Eure Hoheit sind nun frei“, sagte Lannoy, „gedenken Sie Ihres Versprechens?“ „Es soll nichts fehlen“, sagte der König und setzte seinen Fuß auf den Boden Frankreichs.